

Jugendaustausch, Interkulturelles Lernen und Web 2.0

(Jürgen Bolten, Jena)

In: Intercultura 3(2011), Wien 2011

„Mein Auslandsaufenthalt? – Toll, rundum bereichernd. Ich habe nur gute Eindrücke gesammelt und sehr viel für mich selbst gelernt. Ein Kulturschock? Nein, den gab es nicht.“ Ein Rückblick dieser oder ähnlicher Art ist in Erfahrungsberichten zum Jugendaustausch natürlich gern gesehen. Es gibt aber auch durchaus gegenteilige Äußerungen, aus denen hervorgeht, dass Jugendliche während ihrer Auslandszeit oftmals Phasen durchleben, in denen sie sich allein gelassen und unverstanden fühlen, in denen sie erheblichen Selbstzweifeln ausgesetzt sind und am liebsten nach Hause zurückkehren würden.

Natürlich spielt das berühmte Quäntchen Glück eine Rolle, ob man sich in seiner neuen Umgebung wohl fühlt. Aber es liegt eben nicht nur an den äußeren Umständen als solchen, sondern ganz wesentlich auch daran, wie man sich selbst in und mit seiner neuen Umgebung arrangiert, wie offen man in seinen Einstellungen und seinem Verhalten für Neues, Ungewohntes und vielleicht auch Unverständliches ist.

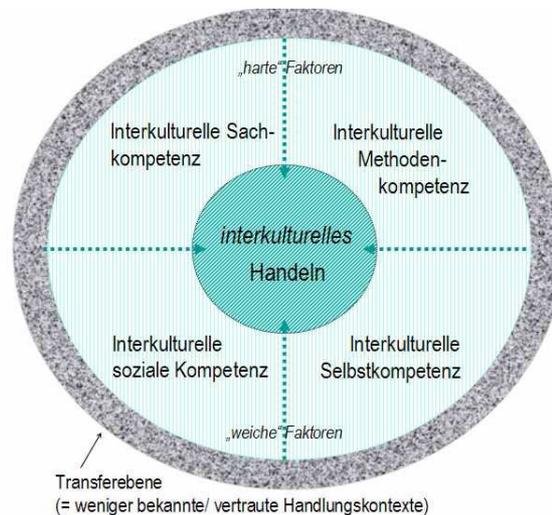
In der Austauschforschung wird in diesem Zusammenhang gern auf den Begriff ‚Interkulturelle Kompetenz‘ verwiesen. Was ist eigentlich darunter zu verstehen? Wie verbessert man seine interkulturelle Kompetenz? Und: Können Neue Medien diesen Prozess unterstützen?

1. „Interkulturelle Kompetenz“ – ein eigenständiger Kompetenzbereich?

Um die Antwort vorweg zu nehmen: Bei „interkultureller Kompetenz“ handelt es sich nicht um eine eigenständige Kompetenz, sondern um eine Transferkompetenz. Man ist beispielsweise in der Lage, Herausforderungen, die sich im alltäglichen Handeln stellen, und die man in seiner gewohnten Umgebung mehr oder minder routinemäßig meistert, auch in Umgebungen zu bewältigen, deren Handlungs- und Funktionsregeln man eher erahnt, als sie wirklich zu kennen. Was dabei transferiert wird, sind allerdings lediglich Fähigkeiten, Fertigkeiten bzw. Verhaltens- und Einstellungsmerkmale, die man auch unter dem allgemeinen Begriff „Handlungskompetenz“ zusammenfassen kann. In der Pädagogik werden diesbezüglich vier Teilkompetenzen unterschieden, die sich in einem wechselseitigen Zusammenspiel (→lat. *competere*: etw. zusammenbringen) befinden:

Fachkompetenz	Methodenkompetenz	Selbstkompetenz	Sozialkompetenz
z.B. Sachwissen, Fachkenntnisse, Erfahrungen in Bezug auf den Gegenstands-bereich, Berufserfahrungen	z.B. Zeitplanung, Ablaufplanung, Problemlösetechniken, Wissensmanagement, Entscheidungsfähigkeit	z.B. Rollendistanz Belastbarkeit, Lernbereitschaft, Selbstwahrnehmung, Selbststeuerungsfähigkeit, Ambiguitätstoleranz	z.B. Teamfähigkeit, Konfliktfähigkeit, (Meta-) Kommunikationsfähigkeit, Toleranz, Kritikfähigkeit, Empathie

Vor allem Aspekte, die unter „Selbst“- und „Sozialkompetenz“ aufgeführt sind, werden vielfach auch als typische Merkmale interkultureller Kompetenz bezeichnet wie etwa „Empathie“, „Toleranz“ oder „Rollendistanz“. Das ist sicherlich richtig, bestätigt aber auch, dass es sich bei „Interkultureller Kompetenz“ nicht um eine eigenständige Teilkompetenz handeln kann, sondern allenfalls um eine besondere Variante allgemeiner Handlungskompetenz. „Einfühlungsvermögen“ als Merkmal sozialer Handlungskompetenz beispielsweise benötigt man in „eigenkulturellen“ Kontexten natürlich genauso wie in Handlungszusammenhängen, in denen einem die Regeln zur Herstellung von Handlungsnormalität, -plausibilität und -routinen weniger vertraut sind und die man daher als mehr oder minder „fremd“ erfährt. Damit ist aber auch schon der Unterschied zwischen allgemeiner und interkultureller Handlungskompetenz bezeichnet: Es ist ein qualitativer, der in unserem Beispiel darin besteht, dass Empathie in interkulturellen Handlungskontexten eben nicht nach gewohnten Regeln „funktioniert“, sondern eines differenzierteren Blickwinkels, größerer Achtsamkeit und besonderer Geduld bedarf. Gelingt dieser Transfer von dem ‚eigenen‘, gewohnten Interaktionsbereich auf weniger gewohnte Handlungsfelder, erweist sich soziale Kompetenz als *interkulturelle soziale Kompetenz*:



Dabei ist offensichtlich, dass es keine strikte Trennung zwischen „Eigenem“ und „Fremdem“ gibt: Fremdes ist immer mehr oder minder bekannt (z.B. weil in irgendeiner Form bereits Primär- oder Sekundärkontakte bestehen), so wie die eigene Lebensumwelt vor allem dann immer wieder Fremdes birgt, wenn sie durch hohe Veränderungsdynamiken charakterisiert ist. Interkulturalität ist in diesem Sinn nicht auf ‚fremde Länder‘ beschränkt, sondern kann sich auch im ‚eigenen‘ Lebenskontext ereignen. Manchmal in stärkerer, manchmal in weniger bemerkbarer Ausprägung. Für die Anforderungen, die man an „interkulturelle Kompetenz“ stellt, folgt daraus, dass sie je nach Handlungszusammenhang sehr unterschiedlich ausfallen werden. Anders gesagt: für das, was unter interkultureller Kompetenz zu verstehen ist, gibt es weniger allgemeingültigen Richtlinien, als vielmehr kontextspezifische.

2. Inhaltliche Orientierungen für interkulturelle Kompetenzentwicklung

Die Konzeption von Maßnahmen zur interkulturellen Kompetenzentwicklung ist dementsprechend komplex und stark zielgruppenabhängig. Aus dem Gesagten lassen sich allerdings unter inhaltlichen Gesichtspunkten drei Grundorientierungen und gleichzeitig Gegenstandsbereiche für interkulturelles Lernen ableiten:

a. **Interkulturelles Lernen beginnt in der „eigenen Kultur“** – zum einen, weil ‚Fremdes‘ von ‚Eigenen‘ nicht strikt, sondern nur graduell abgrenzbar ist und weil Interkulturalität immer auch in der eigenen Kultur beginnt (wie übrigens umgekehrt Kulturalität immer nur aus interkulturellen Prozessen resultiert); zum anderen, weil interkulturelle Kompetenz als Transferkompetenz immer auf ‚eigenkultureller‘ Handlungskompetenz aufbaut: Wer Fachliches nicht beherrscht, wird es in anderen Zusammenhängen nur schwer vermitteln können; wer in bekannten Umgebungen nicht über genügend Reflexivität und Empathie verfügt, wird damit in weniger bekannten Handlungskontexten eher noch größere Schwierigkeiten haben.

Auf Zusammenhänge der gewohnten Lebenswelt(en) aufmerksam zu werden, sie in Ansätzen erkennen und verstehen zu versuchen, bezeichnet daher den ersten Schritt zur Entwicklung interkultureller Kompetenz. Dies kann auf kognitiver Ebene beispielsweise durch Workshops unterstützt werden, die den Entstehungsprozessen des „hic et nunc“ dieser Lebenswelten nachspüren und in diesem Sinne historische Zusammenhänge transparent werden lassen. Gemeint ist keine Faktenhistorie, sondern das vom Jetzt ausgehende, entdeckende Fragen nach dem Warum der spezifischen Besonderheiten und Zusammenhänge der ‚eigenen‘ Lebenswelt.

Auf verhaltensbezogener Ebene bieten sich (und das durchaus nicht nur für Jugendliche) Trainings an, die auf eine größere Reflexivität des eigenen Handelns in den vier Kompetenzbereichen zielen. Geeignet sind komplexere Selbstlerntrainings (z.B. Hinze 2011), aber auch videodokumentierte Maßnahmen (z.B. Spiele, Interviews, Reportagen), die Gelegenheit bieten, sich selbst in seinem Alltagshandeln im besten Sinne zu ‚objektivieren‘.

b. **Zielkulturelle Kompetenzentwicklung erschöpft sich nicht in Landeskundeworkshops:** Gerade im Bereich des Jugendaustauschs und der Freiwilligendienste ist der Blick der EntsendekandidatInnen verständlicherweise schon im Vorfeld darauf gerichtet, möglichst viel über das Zielland zu erfahren. Das ist richtig, und grundsätzlich gilt hier ähnliches wie für den ‚eigenkulturellen‘ Kontext: Man sollte versuchen, seine neue Umgebung als über lange Zeit hinweg konstituiertes Handlungsnetzwerk zu verstehen. Je stärker man an dieses Netzwerk heranzoomt, desto differenzierter man es perspektiviert, desto vielfältiger sind die Eindrücke. Die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Denkansätzen und Sichtweisen, die diesen Kontext überhaupt erst zu einem dynamischen Handlungsfeld machen (z.B. unterschiedliche Medien, politische Programme,

Werbung für unterschiedliche Zielgruppen, Bilder aus dem Alltagsleben etc.), wird der tatsächlichen Vielfalt des Handlungsraums eher gerecht als die Lektüre von Dos & Don'ts oder Ratgeberbüchern, die von ihrem Gegenstandsbereich so weit ‚wegzoomen‘, dass homogen erscheint, was faktisch gar nicht homogen ist: Man sieht dann gleichsam nur noch – abstrakt und stereotyp – den Wald, aber nicht mehr die Bäume, zwischen denen man sich bewegen wird. Die damit zwangsläufig relativ große Distanz zur Realität begünstigt nahe liegender Weise das, was nach der Ankunft am Zielort häufig als „Kulturschock“ erfahren wird. Umgekehrt sollte man bei der Vorbereitung, um beim Bild zu bleiben, natürlich vor lauter Bäumen auch nicht den Wald aus dem Blick verlieren: Jedes Land, jede Organisation und jede Gruppe verfügt über einen mehr oder minder umfangreichen Bestand an allgemeingültigen Regeln, Normen und Gesetzen oder auch über einen Mainstream in Bezug auf Wertvorstellungen. Man sollte sich damit auseinandersetzen – wenn möglich über Quellen, die *aus* dem jeweiligen Kontext stammen, dabei aber stets bedenken, dass – bei Werten noch viel deutlicher als bei Normen – Veränderungsdynamiken kontinuierlich am Werk sind. Reiseführer oder Reiseberichte, die aus einem differenzierten Blickwinkel geschrieben sind, bieten sicherlich einen brauchbaren Einstieg für die Erstorientierung – sofern sie nicht älter als zwei oder drei Jahre sind. Den differenzierteren und ‚heranzoomenden‘ Blick an das künftige Handlungsfeld ermöglicht in Ergänzung hierzu die Auseinandersetzung mit – möglichst heterogenen – Stimmen und Sichtweisen aus diesem Kontext.

c. Interkulturelle Erfahrungen haben mit zielkulturellen Erwartungen nicht unbedingt viel gemeinsam:

Gerade weil interkulturelle Begegnungen dadurch charakterisiert sind, dass die Beteiligten ihre gewohnten Interaktionsregeln nicht 1:1 auf den interkulturellen Kontext transferieren können, sondern sie erst – nach Möglichkeit gemeinsam – entwickeln, sind sie in ihrem Verlauf nur schwer vorhersagbar. Das betrifft bereits so anscheinend banale Situationen wie Begrüßungen: Konventionen, die Mitglieder der Zielkultur untereinander als ‚normal‘ empfinden, werden sie (aufgrund z.B. bestimmter Fremd-/ Metabildvorstellungen) in interkulturellen Situationen nicht unbedingt praktizieren, und wie eine Begrüßung dann tatsächlich verläuft, entscheidet sich erst in der Situation selbst.

Vor diesem Hintergrund sollten Maßnahmen zur interkulturellen Kompetenzentwicklung nicht darauf beschränkt sein, *über* Interkulturalität, interkulturelle Probleme und Synergien zu informieren. Sie sollten vielmehr daraufhin orientiert sein, Interkulturalität selbst ‚live‘ zu erzeugen, um diese Prozesse gemeinsam mit den Teilnehmern dann analysieren zu können. Videounterstützte interkulturelle Planspiele, in denen jeder „sich selbst“ und nicht eine vorgegebene Rolle spielt, bieten sich hier ebenso an wie Projektarbeiten in multikulturellen Gruppen oder internetbasierte Trainings, in denen beispielsweise bereits vor der Ausreise Begegnungen mit späteren Interaktionspartnern stattfinden können.

3. Das Internet als interkulturelles Medium

Kaum ein anderer Lernbereich profitiert in so vielschichtiger Weise vom Internet wie das interkulturelle Lernen (Bolten 2010). Das Spektrum an technischen Möglichkeiten, um Interkulturalität nicht nur zu thematisieren, sondern auch über Grenzen hinweg zu initiieren, ist inzwischen äußerst vielfältig und attraktiv: Virtual Classrooms (z.B. Adobe Connect oder <http://de.tinychat.com>) können im Rahmen internationaler Schulpartnerschaften zur gemeinsamen Projektdurchführung via Webcam und Whiteboard genutzt werden. Instrumente wie Google Street View, Public Webcams, Bild- und Videodatenbanken, Erfahrungsblogs z.B.

(www.afs.de/schueleraustausch/erfahrungsberichte.html;

<http://www.einstieg.com/infos/ausland/auslandserfahrungen>; <http://www.kultur-life.de/interaktiv/berichte>) oder die komplexeren Tumblelogs (vgl. <http://tumblelogs.wikispaces.com/>) bieten eine Fülle von Material, um nicht nur an Zielorte vorab heran zu zoomen, sondern um auch während eines internationalen Einsatzes Beziehungen nach Hause kontinuierlich weiterpflegen zu können. Video- und Podcasts lassen sich inzwischen problemlos selbst erstellen (vgl. <http://www.netzcheckers.de>); Web 2.0-Instrumente wie Wikis oder soziale Netzwerke (z.B. Facebook) eignen sich hervorragend für kollaborative interkulturelle peer-to-peer-Interaktionen zwischen Einzelpersonen oder Gruppen, die – wie etwa bei Schulpartnerschaften – einen 1:1-Austausch planen (z.B. www.etwinning.de/ oder <http://myeurope.eun.org>). Boomende Entwicklungen bei der Internetnutzung durch Smartphones werden entsprechende Aktivitäten künftig erleichtern und noch erheblich attraktiver werden lassen. Ein solches – nicht nur interkulturelles – „Mobile Learning“ verläuft im Moment allerdings überwiegend informell und betrifft vor allem die Altersgruppe Jugendlicher und junger Erwachsener. Austauschorganisationen hinken, wie zu Recht bemerkt wird, in diesen Entwicklungen ihrer Klientel noch hinterher (Poli 2010, 269). Sie könnten sich deren Aktivitäten durch eine systematische Integration von Web 2.0-Instrumenten in ihre eigene Organisationsstruktur zunutze machen, interkulturelle Kommunikations- und Wissensmanagementsysteme aufbauen und auf diese Weise nicht nur in personaler, sondern auch in *organisationaler* Hinsicht ihre

interkulturelle Kompetenz unter Beweis stellen (Barmeyer/ Bolten 2010). Die User werden derartige Initiativen künftig in ihren 2.0-Evaluationen zu honorieren wissen (z.B.: MeinFreiwilligendienst.de).

Literatur:

- Bolten, Jürgen (2010): Interkulturelle Kompetenzvermittlung via Internet. In: P.Wordelmann (Hg.), Interkulturelle Kompetenzen. Berlin 2010
- Poli, Daniel (2010): Web 2.0 als Herausforderung für die internationale Jugendarbeit. In: IJAB – Fachstelle für Internationale Jugendarbeit der Bundesrepublik Deutschland e.V. (Hrsg.), Forum Jugendarbeit International, Bonn, 269-284
- Ritter, Susanne (2010): Internetnutzung von Jugendlichen für einen Auslands-Jugendaustausch. Eine qualitative sozialwissenschaftliche Untersuchung mit dem Forschungsstil der Grounded Theory in Verbindung mit dem Forschungsparadigma Intersectionality. Wiesbaden
- Trede, Thorsten/ Podlacha, Günter/ Lichtenthäler, Volker (2011): Entwicklungszusammenarbeit. Technologieeinsatz beim Lernen und Lehren. Erscheint in: Ebner, M./ Schön, S. (Hg.), Lehrbuch für Lernen und Lehren mit Technologien (L3T). <http://l3t.tugraz.at/index.php/LehrbuchEbner10/issue/current>